

1/04 Rückkehr (un)erwünscht?!

In dieser Ausgabe:

- Leitartikel/Kommentar und Editorial
- „Wir wollten uns den Himmel aufbauen.“
- Die nicht erfolgte Remigration
- Orpheus im Exil
- Die Woche dreht sich um den Mittwoch...
- Bulgarien und die Rettung seiner jüdischen Bevölkerung, oder Hitlers eigenwilliger Verbündeter
- „... noch drei vier Kränze niederlegen“
- „Hallo, ich bin der Christian, ich habe auch mal Gedenkdienst gemacht...“
- „Geh, frag Lilly“

„ ... und der Emigrant kommt anders zurück.“

Remigration nach Österreich

Man nehme Einen und mache glauben, er stehe für Viele. Über Jahrzehnte hinweg half die Darstellung der geglückten Remigration Bruno Kreiskys darüber hinweg zu täuschen, welchen Stellenwert durch den Austrofascismus und Nationalsozialismus vertriebene Rückkehrerinnen in der österreichischen Nachkriegsöffentlichkeit tatsächlich hatten. Sie wurden als „Eindringlinge“ betrachtet, die die Aufrechterhaltung des mühsam zurechtgelegten Opfermythos in Frage stellten. In materieller wie in moralischer Hinsicht. Sie sollten möglichst fern bleiben um die Erinnerung wie das Erinnert Werden im Exil zu halten.

Das „offizielle“ Österreich richtete sich nach 1945 nicht auf die „Rückholung“ oder zumindest Rückeinladung vertriebener Personen ein. Es gab seitens des freien, demokratischen Österreichs keine offizielle Einladung an sie. Lediglich Personen, voranging aus der SPÖ und KPÖ, die aktive Parteiarbeit zum Wiederaufbau Österreichs leisten konnten (KPÖ) und wollten (SPÖ) versuchten teils mit Unterstützung der Alliierten, noch während der Zeit der Einreiseperrnen (das Remigrationsverbot galt bis März 1946) wieder nach Österreich zurückzukommen, wie die „Rückholung“ der ersten Remigranten, des Kommunisten Jenö Köstmann und des Sozialisten Oskar Pollak als Chefredakteur der „Arbeiter Zeitung“ aus dem britischen Exil 1945 zeigt. Manche kamen als Alliierte Soldaten oder Korrespondentinnen, wie Hilde Spiel, die 1946 für den britischen „New Statesman“ für kurze Zeit nach Wien zurückkam.

Innerhalb der drei politischen Parteien schien die Arbeit der zurückgekehrten Mitglieder erschwert. Waren es doch so viele, die „hier gewesen waren“, und nun den ersehnten „Wiederaufbau“ für sich beanspruchen wollten! Im Besonderen existierte ein gewisses Spannungsfeld zwischen KZ-RückkehrerInnen und Exil-RemigrantInnen. Und zwar im Bezug darauf, wer nun „legitimierter“, „authentischer“ als Widerstandskämpfer sei, um dahingehend in der Parteiarbeit federführend zu sein - „Politische“ waren beide Gruppen. Die Frage war, ob der Umstand im KZ gelitten zu haben „politischer“ machte als jener, im Exil gewesen zu sein.

Wolfgang Neugebauer skizzierte in einem Vortrag die Situation für „politische“ Rückkehrerinnen dahingehend, dass die immer wieder kehrende Annahme, RemigrantInnen hätten „ihren Platz“ in der Nachkriegs-KPÖ gefunden¹ nur für die ersten Nachkriegsjahre stimmt. Diese Entwicklung lässt sich auf den baldigen Verlust des Regierungseinflusses zurückführen. In der SPÖ waren die Kräfte eher den „Verbliebenen“ zugetan. Man wollte sich auf keinen zu linken, „jüdischen“ Kurs einlassen, was am Beispiel von Otto Bauer und Julius Deutsch, der 1946 aus den USA zurückkehrte und 1951 als Leiter der sozialistischen Verlagsanstalten zurücktrat, sichtbar wurde. Otto Leichter kehrte unter anderem resigniert durch den Widerstand und den antijüdischen Kurs der Partei in sein früheres Exilland USA zurück. Bruno Kreisky bildet somit als einziger jüdischer Remigrant, der in der SPÖ Karriere machte die Ausnahme. Auch in der ÖVP gelang kaum einem Rückkehrer eine Nachkriegskarriere. Der allgemeine Plan für die Nachkriegspolitik im Sinne des „Lagerstraßen-Geistes“ sollte ein Bild des Verzeihens zeichnen. Eine Vorstellung als Konzept für bestimmte Verfolgte - RemigrantInnen waren dabei ausgeschlossen.

Jüdische Remigration

Zumindest für „politische“ RemigrantInnen lässt sich annehmen, dass ihre bloße Integration von öffentlicher Seite her nicht boykottiert wurde. Die Einstellung zu etwaigen Remigrationsbestrebungen jüdischer Vertriebener war jedoch durchwegs negativ. Leopold Figls „Willkommensgruß“ an alle Rückkehrenden verdeutlicht diese Haltung in besonderer Weise: „Wir heißen alle Österreicher bei uns willkommen...aber als Österreicher, nicht als Juden.“² Im Jahr 1945 zählte die Israelitische Kultusgemeinde 253 Rückkehrerinnen, bis 1950 waren es 6514. 1430 meldeten sich aufgrund von Rückwanderung wieder ab. Jonny Moser gibt die Zahl der bis Ende 1945 aus den Konzentrationslagern zurückgekehrten Personen mit 822, der aus dem Ausland Zurückgekehrten mit 138 an.³ Für die jüdische Remigration ist auch zu berücksichtigen, dass sich viele und vor allem ältere Menschen gezwungen sahen wieder nach Österreich zurückzukehren, da sie sich erst sehr spät in politisch unsichere oder klimatisch schwierige Exilländer wie beispielsweise Shanghai oder Palästina⁴ hatten retten können.

Nach der Rückkehr

Was erwartete RemigrantInnen nach Ihrer Rückkehr? Verständnis? Hilfestellung? Keineswegs. RemigrantInnen wurden unter völliger außer acht Lassung der lebensbedrohlichen Umstände oft bezichtigt, die „unsicheren Zeiten im Ausland abgewartet zu haben“. Wieder war es das „offizielle Österreich“, das sich ganz bewusst gegen RemigrantInnen stellte und aktiv dabei mit half, Klischees aufrecht zu erhalten oder gar erst zu erzeugen. Bundesminister Helmer beispielsweise damit, dass Emigrantinnen lieber „in ihren sicheren Clubsesseln saßen, als für das Vaterland zu sterben“.⁵ Hilde Zaloscers erste Rückkehr-Erfahrung mit „alten Freunden“ war, dass sie „nicht mitreden könne“, da sie (als zweifach Vertriebene!) nicht wie Gebiebene gelitten hätte.⁶ Sie emigrierte ein weiteres Mal. Diese und andere Zuschreibungen erschwerten Rückkehrerinnen ihre Integration und führten dahin, dass RemigrantInnen sich in der Öffentlichkeit nicht als solche zu erkennen gaben.

Rückkehr an die Hochschulen

Wie im Falle Bruno Kreiskys als „Aushängeschild einer remigrantInnen-freundlichen“ SPÖ, schien es Anreiz für die österreichischen Hochschulen zu sein, dem Anschein nach zurückzuberufen und dabei gleich doppelt zu profitieren. Zum Einen wollte man vorzugsweise nicht jüdische Nobelpreisträger à la Schrödinger zurück haben, zum anderen wurde mit deren verständlicher Absage ein Beweis für „allgemeine Rückkehrunwilligkeit“ gesucht. Im Gegensatz zu vielen anderen Bereichen des öffentlichen Lebens hätte es im Bereich der Hochschulen Versuche gegeben, eine organisierte Rückkehr vom Exil aus

zu unterstützen. Die konservative „University League for the Reconstruction of Austrian Universities“ bemühte sich bereits vor 1945 vor amerikanischen Exillisten um eine Neuordnung der österreichischen Hochschulen. Besonders sollten renommierte Wissenschaftlerinnen nach dem Tag X an ihre alten Positionen zurückkehren oder durch Neubesetzung eingesetzt werden. Dem Sektionschef der österreichischen Hochschulen im Unterrichtsministerium sowie dem Dekan und dem Rektorat der Universität Wien wurde im Jahre 1946 vom Chef der Erziehungsabteilung Listen mit in den USA weilenden und in Frage kommenden insgesamt 338 Personen übermittelt, die jedoch bei der Wiederbestellung von Universitätsangestellten nach 1945 keine Berücksichtigung fand. Statt dessen wurden Nazis belassen, wieder eingestellt und Rückholung wurde bestenfalls bei Kollegen aus dem „Altreich“ betrieben.⁷

Wiedergutmachungen und Staatsbürgerschaft

Die ersten Wiedergutmachungsgesetze benachteiligten Emigrantinnen und RemigrantInnen in besonderer Weise. Da sich die Gesetze auf österreichische Staatsbürgerinnen, beziehungsweise auf jene Personen beschränkten, die bis zum 13. März 1938 die österreichische Staatsbürgerschaft besaßen hatten (Staatsbürgerschaftsüberleitungsgesetz vom 10. Juli 1945). Wer nach diesem Zeitpunkt das Land als österreichische Staatsbürgerin verlassen hatte, galt als staatenlos. In den meisten Fällen hatten Vertriebene die Staatsbürgerschaften der jeweiligen Aufnahmeländer angenommen, was sie vorerst ebenfalls von jeglichen Wiedergutmachungsleistungen ausschloss. Ein weiteres Problem stellten die kurzen Antragsfristen und die mehr als mangelnden Verlautbarungen im Inland (durch das Amtsblatt der Wiener Zeitung), durch den „Mundfunk“, wie Bundesminister Helmer 1947 vorschlug, sowie durch die Vertretungen im Ausland dar. Vielfach kam durch mangelnde Informationspolitik das bis 1949 geltende Staatsbürgerschaftsüberleitungsgesetz nicht mehr zur Anwendung. Durch zusätzliche, bewusst in Verfahren eingebaute bürokratische Stolpersteine und Verzögerungstaktiken kamen viele Anspruchsberechtigte in aller Welt und auch RemigrantInnen Zeit ihres Lebens nicht mehr zu ihrem Recht auf Entschädigung. Der Ausspruch Helmers: „Ich bin dafür, die Sache in die Länge zu ziehen“, kam in derartigen Verzögerungstaktiken in Hinblick auf die „natürliche Lösung“ durch den Tod eines Anspruchsberechtigten zur Anwendung.⁸ Grund dieses intentionalen Ausspruches: Das ungeheure Ausmaß der Arisierung (60.000 Wohnungen in Wien, Immobilien, Großgrundbesitz, Kunstgegenstände, Schmuck, Bargeld in Milliardenhöhe, usw.) schien auch ohne genaue Zahlen abschätzbar, dass dieser Ausschluss auch ohne „Ablebenslösungen“ über Jahrzehnte hinweg durch die unzufriedenstellende Wiedergutmachungsgesetzgebung in Österreich funktioniert hat, zeigt unter anderem die hohe Zahl von Ansuchen beim Entschädigungsfonds der Republik Österreich. Erschwerend kam und kommt noch hinzu, dass Emi- wie RemigrantInnen keine gesetzliche Vertretung hatten, die ihre Anliegen unterstützt und beschleunigt hätte.¹⁰

Wanderer zwischen den Welten

Ein wiederholt beschriebenes Phänomen ist jenes der Teil-Remigration. Vertriebene, die ihre neue Heimat nicht mehr verlassen und in ihre alte Heimat nicht mehr zurückkehren wollten oder konnten, begannen oft mit zunehmender Distanz oder gewissermaßen als „Versöhnung“ mit ihrem Schicksal, zwischen ihren Lebenswelten hin- und her zu wandern. Teils wurde dieser Umstand dahingehend beschrieben, als man weder hier noch da „Heimat“ zu haben glaubte. Jegliches Bindungsgefühl und Identität waren aufgelöst. Friederike Wilder-Okładek prägte diesen Begriff in ihrer Studie zur jüdischen Remigration: „Zwischen der Ausreise und der Rückkehr liegt eine Periode, und der Emigrant kommt anders zurück. Oft wird dieses anders sein so auf das Vaterland angewandt, dass er sich nicht mehr Zuhause fühlt. Dabei wird, wenn der Beschluss der Rückkehr gefasst ist, das Vaterland idealisiert, so dass jeder weitere Erfolg der Anpassung schief geht. Erst recht ist er nun ein Staatenloser, ein Individuum, das zwischen zwei Welten hängt. Die Welt der Immigration, wo ihm der Anschluss missglückt, und die alte Welt, der er zum Teil entwachsen ist.“¹¹

Teils kehrt(t)en diese „Wanderer“ im hohen Alter ganz nach Österreich zurück, da sie durch hier erworbene Pensionsrechte und ein abgesichertes Gesundheitssystem sorgenfreier leben konnten und können als in ihrer „Exilheimat“. Für Erwin Schrödinger war dies ein Hauptmotiv, um 1956 mit über 70 Jahren dann doch aus seinem Exilland Irland zurückzukehren.

„Wanderer zwischen den Welten“ beeinflussten durch ihre partielle Präsenz das geistige und kulturelle Leben Österreichs aus ihrem, in diesem Fall sehr positiven Abstand heraus. Sie waren dem sich nach 1945 manifestiertem klerikalen Konservatismus ein Spiegel. Den Verdrängenden ständige Ermahnung. Nach wie vor sind sie es, die unermüdet dafür eintreten, dass die Geschichte der Vertreibung, des Exils und die Problematik der Remigration zu einem Thema wird, das nicht nur innerhalb universitärer Einrichtungen seinen Platz hat.

Forschungsstand

Bis dato ist der Stand der Remigrationsforschung in Österreich äußerst lückenhaft. Einzelne Biographische Bearbeitungen und Arbeiten im Bereich der Wissenschaftsforschung geben nur teilweise Antworten darauf, inwieweit eine remigrierte Intelligenz die österreichische Nachkriegsöffentlichkeit beeinflusste. Für den Bereich des Privaten fehlt eine Aufarbeitung vollkommen. So scheint es, als ob die, die zwar wieder unter uns waren und sind trotz ihrer Präsenz immer noch nicht existent sind.

Barbara Holzheu

Historikerin

¹ <http://www.doew.at/thema/exill/exiloeid.htm>WRemigration. Siehe auch: DOW (Hg), Jahrbuch „Exil“, Wien 2003.

² Robert Knight (Hg), „Ich bin dafür, die Sache in die Länge zu ziehen. Wortprotokolle der österreichischen Bundesregierung von 1945-1952 über die Entschädigung der Juden. Frankfurt 1988.

³ Schlussbericht der Österreichischen Historikerkommission, Wien 2003, S. 256.

⁴ Siehe dazu: Brigitte Bailer-Galanda, Wiedergutmachung - kein Thema. Wien, Österreich und die Opfer des Nationalsozialismus. Wien 1993.

⁵ Robert Knight (Hg), „Ich bin dafür, die Sache in die Länge zu ziehen.“

⁶ Hilde Zaloscer, „Eine Heimkehr gibt es nicht. Ein österreichisches Curriculum vitae. Wien 1988.“

⁷ Zur österreichischen Hochschulpolitik nach 1945 siehe: Christian Fleck, „Autochthone Provinzialisierung, Universitäts- und Wissenschaftspolitik nach dem Ende der Nationalsozialistischen Herrschaft in Österreich. in: OZG, (1998) 7/1.

⁸ Robert Knight (Hg), „Ich bin dafür, die Sache in die Länge zu ziehen“. Wortprotokolle der österreichischen Bundesregierung von 1945 bis 1952 über die Entschädigung der Juden. Frankfurt 1988.

⁹ Ich verweise an dieser Stelle auf den Schlussbericht der österreichischen Historikerkommission: „Vermögensentzug während der NS-Zeit sowie Restitutions- und Entschädigungsleistungen seit 1945 in Österreich. Zusammenfassungen und Einschätzungen.“ Wien/ München (Oldenbourg) 2004.

¹⁰ Die „Jewish Claims Conference“ wurde erst 1950 einberufen.

¹¹ Friederike Wilder-Okładek, „Allgemeine und jüdische Migration nach dem Zweiten Weltkrieg. Mit Berücksichtigung der Juden Wiens. Univ. Diss. Wien 1977.“

⁶ Hilde Zaloscer, „Eine Heimkehr gibt es nicht. Ein österreichisches Curriculum vitae. Wien 1988.“

⁷ Zur österreichischen Hochschulpolitik nach 1945 siehe: Christian Fleck, „Autochthone Provinzialisierung, Universitäts- und Wissenschaftspolitik nach dem Ende der Nationalsozialistischen Herrschaft in Österreich. in: OZG, (1998) 7/1.

⁸ Robert Knight (Hg), „Ich bin dafür, die Sache in die Länge zu ziehen“. Wortprotokolle der österreichischen Bundesregierung von 1945 bis 1952 über die Entschädigung der Juden. Frankfurt 1988.

⁹ Ich verweise an dieser Stelle auf den Schlussbericht der österreichischen Historikerkommission: „Vermögensentzug während der NS-Zeit sowie Restitutions- und Entschädigungsleistungen seit 1945 in Österreich. Zusammenfassungen und Einschätzungen.“ Wien/ München (Oldenbourg) 2004.

¹⁰ Die „Jewish Claims Conference“ wurde erst 1950 einberufen.

¹¹ Friederike Wilder-Okładek, „Allgemeine und jüdische Migration nach dem Zweiten Weltkrieg. Mit Berücksichtigung der Juden Wiens. Univ. Diss. Wien 1977.“

Editorial

Liebe Leserin! Lieber Leser!

Mit dieser Ausgabe - der ersten im Jahr 2004 - feiern wir ein kleines Jubiläum: GEDENKDIENT erscheint zum 25. Mal, worüber wir uns naturgemäß sehr freuen.

In Fortsetzung des Schwerpunktes der letzten Ausgabe zum Thema Asyl, widmet sich diese Nummer einem bisher wenig beachteten Thema der Remigration nach 1945.

Nach Kriegsende fand es das offizielle Österreich nicht der Mühe Wert, seine ehemaligen, vertriebenen StaatsbürgerInnen einzuladen zurückzukehren. Im Gegenteil, die Emigrantinnen „störten“ bei der Pflege des eben zurechtgelegten Opfermythos. Ihre Anwesenheit wurde als unangenehm empfunden, nicht nur in moralischer sondern auch in materieller Hinsicht. Die diskreditierende Aussage des damaligen Innenministers, dass *Emigrantinnen lieber in ihren sicheren Clubsesseln saßen, als für das Vaterland zu sterben*, passte gut zur damaligen Haltung der Republik, an der sich bis in die frühen 1990er Jahre nichts änderte.

Bei der Generalversammlung im März kam es bei GEDENKDIENT zu einem Generationenwechsel. Christian Klösch legte nach jahrelangem Engagement für den Verein sein Amt als Obmann zurück, zu seinem Nachfolger wurde Gregor Ribarov gewählt. Stefanie Lucas zieht ein (vorläufiges) Resümee über Christians Tätigkeit im Verein und Gregor sei für die kommenden Aufgaben viel Freude und Energie beschieden.

Wir freuen uns weiters über den 90. Geburtstag von Gaby Glückselig - allen New Yorker Gedenkdienstleistenden und vielen anderen bestens durch den seit über 60 Jahren bestehenden Stammtisch bekannt - Philipp Haydn und Ronny Eppel berichten darüber aus New York.

Abgerundet wird diese Ausgabe durch eine Kritik von Florian Huber zum inzwischen mehrteiligen, angeblich größten zeitgeschichtlichen Schulprojekt, das Österreich jemals erleben musste.

Eine interessante Lektüre wünscht

Stephan Roth

Chefredakteur GEDENKDIENT

„Wir wollten uns den Himmel aufbauen.“

Über die Remigration der Hannah Fischer

Hannah Fischer wurde 1925 geboren und verbrachte ihre Kindheit in Wien. Der Vater war Rabbiner, ihre Mutter Journalistin. Die war es auch, die die Zeichen der Zeit erkannte und die damals 12-jährige gemeinsam mit ihrem Zwillingbruder im September 1938 nach England schickte - glücklicherweise hatte sie Kontakte aus einem Vermittlungsprogramm jüdischer Haushaltshilfen nutzen können. Der kleinen Hannah war schon damals klar, dass sie irgendwann zurückkehren werde, sollte sich die Gelegenheit dazu ergeben. Und obwohl sie als Mädchen damals nicht fort wollte, ist sie heute froh und dankbar, dass sie das Glück hatte, den Krieg in England verbringen zu können und so einem sicheren Tod entronnen ist. Weiteren glücklichen Umständen ist es zu verdanken, dass sie mit einem Stipendium die Schule in England abschließen konnte.

Aus ihrem englischen Exil ist sie als gerade mal 20-jährige gemeinsam mit ein paar Freunden via Paris zurückgekehrt, während ihre Eltern in Palästina Zuflucht fanden und ihr Bruder nach Kanada auswanderte. Abenteuerlich und anstrengend war diese Reise durch das Nachkriegseuropa. Voller Idealismus und Tatendrang nahm sie nicht nur diese Strapaze auf sich, schließlich „wollten wir uns hier den Himmel aufbauen“.

Angekommen im zerbombten Wien, kam sie zunächst bei einer Freundin ihrer Mutter unter, später wohnte sie in Untermiete. Überhaupt dauerte es lange, bis sie sich ein eigenes Zuhause leisten konnte; in der Zwischenzeit musste sie sich unter anderem in Kellerräumen so gut es ging einrichten. Bis über Restitution, geschweige denn Wiedergutmachung geredet wurde, musste noch viel Zeit vergehen. Außerdem hatte sie wenig zu erwarten - sie stammt aus einer mittelständischen Familie. „In Wien herrschte zu dieser Zeit große Armut und wenig Solidarität.“ Um das zu illustrieren erzählt sie, dass die Stadtbahnwaggons so voll waren, dass es vorgekommen ist, dass einsteigende Leute diejenigen, die auf der anderen Seite der Plattform standen, hinausdrängten.

Auf die Frage, ob ihr das auch manchmal vorgeworfen wurde, dass sie das Privileg gehabt hatte den Krieg in England zu verbringen, antwortet sie nur, dass ihre Freunde ihr das nie vorgeworfen haben - von den anderen spricht sie nicht. Offenen Antisemitismus hat es im Nachkriegs-Wien nicht gegeben: „Es gab ja keine Juden mehr“.

„Eigentlich wollte ich immer Ärztin werden, allerdings kam dann alles ganz anders. In England arbeitete ich nach meinem Schulabschluss viel mit Kindern - zunächst bei einem Projekt der Anna Freud und dann in einem Kindergarten.“ - In dieser Zeit entdeckte sie Ihr Interesse für Pädagogik. Zurück in Wien versuchte sie mit ihren englischen Referenzen eine Anstellung als Kindergärtnerin zu finden. Trotz der intensiven und fortschrittlichen Ausbildung durch Anna Freud, musste sie erst eine Prüfung ablegen bevor sie in einem Kindergarten arbeiten durfte.

Neben der Arbeit begann Hannah Fischer zu studieren: Pädagogik, Psychologie, Philosophie und Englisch. Nach vereinhalf Jahren dissertierte sie bereits. Ihre Professorin war damals nahtlos aus der Nazizeit übernommen worden: „Was ich erst später erfahren habe, war Prof. Bayr-Klimpfinger Parteigenossin und für die Nazis als Gutachterin tätig. Sie testete ‚arisch‘ aussehende jüdische Kinder, bevor sie zur Adoption an deutsche Eltern freigegeben wurden. Wenn ich mir jetzt die damaligen Skripten und Mitschriften ihrer Vorlesungen durchlese, wird mir so einiges klar...“. Sie merkt auch an, dass das kein Einzelfall war. Auf allen Universitäten und Hochschulen - selbst am Reinhardt-Seminar - gab es Nazis, die nach dem Krieg ihre Stelle behalten durften, obwohl sie durch die Nationalsozialisten eingesetzt worden waren.

Mit ihrem Dokortitel arbeitete sie noch Jahre lang als einfache Kindergärtnerin. Wie viele andere, kam sie als Kommunistin aus dem englischen Exil zurück, was den Weg in die höhere Magistratsverwaltung verbaute. „Damals wussten wir nicht um die Umstände in Russland. Wir waren ja alle große Idealisten. Die Ereignisse des Prager Frühlings öffneten mir die Augen und ich trat aus der kommunistischen Partei aus.“ Schließlich wurde sie an einer ihrer akademischen Ausbildung entsprechenden Stelle als Psychologin des Zentralkinderheimes der Stadt Wien eingesetzt, wo sie Praktiken wie der zwangsweisen Fütterung der Kinder ein Ende setzte und versuchte innovative, psychoanalytisch orientierte Erziehungskonzepte umzusetzen. In Pension ging sie als Direktorin der Bildungsanstalt für Kindergartenpädagogik.

Auf die Frage, ob sie politische Parallelen zwischen den Jahren vor 1938 und heute sieht, antwortet sie, dass es leider immer wieder die gleichen Muster gibt: „Denn die Geltungssucht im Menschen ist eine nicht zu unterschätzende Kraft - und die ist nicht immer von edlen Motiven getragen.“

In den letzten Jahren engagierte sich Hannah Fischer ehrenamtlich bei einem Ausbildungsprojekt saharauischer Frauen zu Kindergärtnerinnen. Den Kindern dort soll das Flüchtlingsdasein etwas erleichtert werden. Als man ihr unter der schwarz-blauen Regierung sagte, dass ein Anderer ihre Arbeit übernehmen solle, fühlte sie sich, als „wäre wieder etwas von mir ‚arisiert‘ worden“. Nur könne man das heute nicht wirklich mit 1938 vergleichen.

Johannes Rumpfhuber

Gedenkdienstleistender an der Fundació de la Memoria del Holocausto in Buenos Aires ab 15. Juli 2004

Die nicht erfolgte Remigration

Warum kehrte die überwiegende Mehrheit der von den Nationalsozialistinnen vertriebenen Österreicherinnen nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges nicht in ihre alte Heimat zurück? Und wenn, warum dann nur auf Besuch? Es gibt wahrscheinlich so viele Erklärungen wie vertriebene Menschen. Dennoch werde ich versuchen, mithilfe von einigen wenigen Auszügen aus lebensgeschichtlichen Interviews¹ mit in Buenos Aires lebenden Emigrantinnen einige ihrer Hauptargumente darzustellen.

„Einen zweiten Abschied halt ich nicht aus“

Die Entscheidung zur Remigration nach Österreich fiel nicht leicht, selbst wenn ausnahmsweise eine Einladung von österreichischer Seite ausgesprochen wurde. So erzählt etwa Hanne Liese Q., dass ihr Vater, der bereits in den 1920er Jahren in der österreichischen Sozialdemokratie tätig gewesen war, im Jahre 1947 von der SPÖ eingeladen wurde, mit seiner Familie nach Wien zurückzukehren. Doch der Vater konnte sich nicht zu diesem Schritt entscheiden, da er mit seiner Tochter nicht „von einem Land des Übermaßes in ein Land, wo noch Hunger herrscht“ zurückfahren wollte.

Die Mutter von Liselotte E. wiederum kam sehr wohl kurz nach Kriegsende nach Österreich zurück, um ihre Verwandten zu besuchen. „Aber das war ihr Ende. Weil sie hat sich so aufgeregt, die ganzen Gräber und die zerschossenen Städte, wie das eben nach einem Krieg so ist und ist kurz darauf selbst gestorben.“

Für viele war aber selbst die Rückkehr in das später wiederaufgebaute Österreich unmöglich. Im Jahr 1974, lud die SPÖ Hanne Liese Q.s Vater ein zweites Mal ein. Diesmal konnte er sich nicht einmal zu einer Urlaubsreise entschließen. „Er hat mir gesagt: Entweder ich bleib da oder ich fahr zurück. Einen zweiten Abschied halt ich nicht aus. Trotz allem ist er sehr, sehr an der Heimat gegangen. Er hat sich hier sehr eingewöhnt. Hat sehr viele gute Freunde gehabt. Aber sein Herz war doch ziemlich stark drüben. Er hat gesagt, er kann das nicht machen.“ Quasi als Vertretung fuhr schließlich seine Tochter. „Ich hab mich irgendwie wie zu Hause gefühlt, aber nicht so richtig. Wie kann ich sagen? Irgendwo hab ich mich wohl gefühlt, aber nicht gefühlt, dass es meine Heimat war, mir gedacht, hier möchte ich bleiben, hier bin ich zu Hause. (...) In gewissem Maße habe ich mich hier mehr eingewöhnt. Ich hab das Gefühl, die haben mich rausgeschmissen, die haben gesagt, entweder wir bringen dich um oder du gehst weg und hier haben sie mich mit offenen Armen empfangen. So habe ich mich hier irgendwie besser eingewöhnt.“

Von Österreich enttäuscht

Vor allem diejenigen, die als Kinder mit ihren Eltern emigriert waren, verband nur mehr sehr wenig mit ihrem Geburtsort, den sie eigentlich nur mehr aus Erzählungen kannten. Bei Besuchen trafen dann diese Vorstellungen auf eine andere Wirklichkeit, was nicht selten zu Enttäuschungen führte. Liselotte E. erzählt von ihrer Österreichreise: „Na ja, ich war eigentlich, ich weiß nicht, ob ich sagen soll enttäuscht, weil ich hab immer von meinen Eltern gehört, dass dort alles perfekt ist und hier alles schrecklich ist. Sie haben es uns hier sehr verteuelt, dummerweise, weil das hat nicht sehr viel gebracht, das hat nur Sehnsucht nach dort gebracht, aber wenn man dann dort war, dann war das eigentlich nicht alles so, wie man das so geschildert bekommen hat. Ich hab mir das alles angesehen, aber so, wie wenn ich eine Fremde war.“

„Sind sowieso viel zu viele zurückgekommen“

Enttäuschung und Befremdung ist aber noch das Geringste, was viele Emigrantinnen bei ihren Besuchen empfunden haben. Schlimmer schon waren Erfahrungen mit dem im Nachkriegsösterreich immer noch vorherrschenden Antisemitismus. Hans H. berichtet davon, wie seine schwangere Tochter mit der dreijährigen Enkelin und der 71-jährigen Tante in den 1980er Jahren in eine voll besetzte „Tramway“ in Wien einstieg. „Und diese Tante, die hat Haare auf der Zunge gehabt, die hat zu ihr gesagt, auf deutsch: ‚Ich weiß nicht, aber wenn man in Argentinien in ein Verkehrsmittel einsteigt und sieht eine ältere Person und eine Schwangere mit einem Kind an der Hand, irgendjemand steht auf.‘ Antwort von irgendjemandem: ‚Wenn’s dir bei uns nicht passt, fahr‘ doch nach Argentinien zurück. Sind sowieso viel zu viele Juden zurückgekommen und viel zu wenig sind vergast worden.‘ Ich mein“, Resultat: ein Weinkampf, aussteigen und wochenlang nicht verdauen. (...) Ein Erlebnis, das natürlich weh tut.“ Und ein Erlebnis, das Hans H. in seiner Entscheidung bestärkte, nicht zurückgekehrt zu sein.

„Emotionally involved“

Schwer wiegen auch die oftmals verdrängten Erinnerungen an Diskriminierung und Verfolgung, die sich quasi an jedem Hauseck, in jeder Straße, auf jedem Platz in Wien erneut in das Bewusstsein drängen. Paul S. erzählt von seinem Bezirk:

„Dort wo früher diese Tabaktrafik war, von der ich erzählt hab, ist ziemlich neu aufgemacht ein koscherer Fleischer. Sakrament, was macht dieser ukrainische Jude in Wien? Hab ihn gefragt, ob er sich wohl fühlt? Ja, ja, fühlt sich sehr wohl. Jetzt kommt aber das richtige Problem: Er ist, da brauch ich sogar ein englisches Wort dafür, *he is not emotionally involved*, verstehen Sie das? Ich weiß gar nicht, wie ich das auf deutsch sagen soll? Er hat nichts von der Geschichte mitbekommen, für ihn ist das vielleicht ein Platz, der viel besser ist, als die Ukraine und der Rest ist ihm auch vollkommen wurscht. Für mich ist das nicht irgendein Platz. Ich seh unten an der Ecke, wo das war, im März 38, war unten auf der Straße aufgemalt: ‚Wählt für ein freies Österreich!‘ und damals haben sie die jüdischen Frauen aus den Wohnungen rausgeholt, die mussten das mit den Fingern abkratzen. Das seh ich noch vor mir. Ich seh noch das Spießbrutenlaufen auf derselben Straße vor mir. Es ist irgendwie so, dass jeder Teil dort eine Bedeutung hat. Wenn ich beim Hotel Imperial vorbeigeh, seh ich den Hitler reinkommen. Ich bin nämlich dort gewesen, wie der Hitler reingekommen ist. Wenn ich beim Helios-Kino vorbeikom, seh ich noch im Unterbewusstsein das Schild: Juden ist der Eintritt verboten.‘ Wenn ich eine Bank seh im Augarten,

erinner ich mich: ‚Nur für Arier.‘ Es is scho vorbei, aber es bedeutet mir noch etwas. Verstehen Sie das jetzt? Hingegen dem anderen, von dem ich Ihnen erzählt hab, na, wahrscheinlich ist bei ihm in der Ukraine noch mehr passiert oder so was, aber für mich ist das ein Teil von meiner Geschichte.“

„Wozu? Es wäre nicht sinnvoll.“

Es ist also durchaus so, dass sich auch die nicht zurückgekehrten Emigrantinnen sehr intensiv mit dem Thema „Österreich und Remigration“ beschäftigten und ernstliche Überlegungen oder zumindest Gedankenspiele über eine eventuelle Rückkehr anstellten. Auf meine diesbezüglichen Fragen erhielt ich jeweils lange Antworten, in denen das Für und Wider, persönliche Argumente und Erlebnisse geschildert wurden. Die kürzeste und prägnanteste Antwort auf die Frage nach der Rückkehr erhielt ich allerdings von meinem Interviewpartner Hans A.: "Wozu? Ich musste so oft von vorne anfangen im Leben, mutwillig von vorne anfangen im Leben, wozu? (...) Es wäre nicht sinnvoll."

Philipp Mettauer

Historiker

Gedenkdienstleistender an der Fundació de la Memòria del Holocausto in Buenos Aires 2001/02

1 in diesem Artikel zitierte Interviews wurden im Zeitraum von 2003/04 im Rahmen des DÖW-Projekts „ÖsterreicherInnen im Exil1938-45: Argentinien“ von Regula Nigg und Philipp Mettauer geführt

Orpheus im Exil

Der Verein „Orpheus Trust - Verein zur Erforschung und Veröffentlichung vertriebener und vergessener Kunst“ wurde im Mai 1996 von Dr. Primavera Gruber initiiert mit dem Ziel, der vom NS-Regime vertriebenen Musik den ihr gebührenden Raum wiederzugeben.

Mit dem „Tausendjährigen Reich“ setzte eine in der Geschichte beispiellose Verfolgung ein. Künstlerinnen, Interpretinnen und Wissenschaftlerinnen aus Österreich wurden aus politischen oder „rassischen“ Gründen gefoltert, getötet oder mussten ihre Heimat und ihr geistiges Umfeld verlassen.

Das erste veröffentlichte Buch („Orpheus im Exil“, Verlag für Gesellschaftskritik, Wien 1995), das einen kleinen Überblick mit Namen aus Österreich vertriebener Musikschafter gibt, beinhaltet ca. 600 Namen. Etwa 50 Komponistinnen sind einem besonders interessierten Publikum heute bekannt.

Dazu gehören Ernst Krenek, Erwin Schulhoff, Viktor Ullman oder Alexander Zemlinsky. Primavera Gruber hat vor, beziehungsweise zur Zeit der Gründung des Vereins selbst nicht einschätzen können, wie viele Musikschafter Österreich oder die ehemalige Donaumonarchie zur Heimat hatten. Heute umfasst die Datenbank über 5.000 Namen, der Orpheus Trust ist zu einer der wichtigsten Beratungsstellen für Musiker, Musikveranstalter und Forscher geworden.

„Für Musik braucht es immer einen Vermittler - den Interpreten“ meint Primavera Gruber. „Es nützt nichts, nur ein Archiv zu haben. Musik muss man hören“. Seit dem Gründungskonzert 1996 im Wiener Konzerthaus fanden ca. 250 Konzerte statt, davon ca. 100 Uraufführungen und sehr viele österreichische Erstaufführungen. (Vorträge, Workshops, Symposien und Masterclasses in Kooperation mit Veranstaltern in ganz

Österreich). Grundlage aller Aktivitäten ist die Erforschung und Dokumentation von Leben und Werk der verfolgten und/oder aus Österreich vertriebenen Musikschaftern, worunter Komponistinnen sowie Interpretinnen, Musikwissenschaftlerinnen und Musikpublizistinnen zählen.

Musikalische Remigration

In der Werkdatenbank sind mittlerweile über 11.000 Werke aufgelistet. „Wir wissen, dass das nur die Spitze des Eisbergs ist“, so Primavera Gruber. Die Kompositionen werden wieder aufgeführt, sie werden - so könnte man sagen - „remigriert“. Nach 1945 war die Rückkehr der Komponistinnen selbst allerdings in den meisten Fällen unerwünscht. Einige Musikschafter wie Marcel Rubin, Gerhard Bronner, Hilde Zadek und Erwin Weiss sind dennoch zurückgekommen. Sie gehören zu den ca. 5% der tatsächlich Remigrierten. Gerhard Bronner war sehr jung, als er 1948 aus Palästina zurückkam, er sagte selbst, er hatte jahrzehntlang die Erinnerung an seine Flucht und dem Schicksal seiner Familie verdrängt, sonst hätte er nicht hier sein können. Nun hat der mittlerweile 82 jährige Bronner seine Autobiographie veröffentlicht.

Die Verdrängung und Ignoranz, die nach der Beseitigung des Nazi-Regimes im deutschsprachigen Raum einsetzte, die Unachtsamkeit, mit der Archive jahrzehntlang wichtige künstlerische Dokumente behandelten, und schließlich die Zeit selbst haben eine umfassende dokumentarische Aufarbeitung lange verhindert.

„Wo Musikerinnen 1938 entlassen oder zwangspensioniert wurden, sei es bei den Wiener Philharmonikern, Symphonikern oder in der damaligen Musikakademie, waren die neu eingestellten Musikerinnen nach

dem Krieg nicht besonders daran interessiert, ihre Posten wieder aufzugeben“, so erklärt Primavera Gruber.

Es gab zwar eine kurze Phase der Aufarbeitung, in welcher der Kulturstadtrat Viktor Matejka einzelne ExilantInnen eingeladen hatte. Erwin Weiss etwa kam zurück und hatte als überzeugter Sozialdemokrat das Bedürfnis, dieses Land wieder mit aufzubauen. Marcel Rubin ist aus Mexiko zurückgekommen, wurde Präsident der AKM (Gesellschaft der Autoren, Komponisten und Musikverleger) und spielte wieder eine wichtige Rolle im Musikleben. Aber auch sie spürten den „unausgesprochenen Antisemitismus“ nach 1945 in Österreich.

Die allermeisten sind nicht zurückgekommen, einige hatten in den USA manchmal Möglichkeiten, die sie hier in den traditionellen Strukturen gar nicht vorgefunden hätten. Bei anderen, wie z.B. Alexander Zemlinsky oder Erich Zeisl, hat das Exil zu einem Bruch im musikalischen Schaffen geführt.

„Niemand hat sich wirklich darum bemüht die Vertriebenen wieder zurückzuholen. Wohnungen, Jobs, die gab keiner gerne wieder her. Das hat fünfzig Jahre gedauert“.

Heute kann Primavera Gruber stolz auf die letzten Jahre zurückblicken.

2003 wurde der Orpheus Trust mit einem Preis der Dr.-Karl-Renner-Stiftung für seine Aktivitäten im Jahr 2001 ausgezeichnet. Heute besteht der Verein aus über 500 Mitgliedern.

Mehr Informationen über Veranstaltungen des Verein Orpheustrust findet man auf www.orpheustrust.at

Juliane Urban

Gedenkdienstleistende in Wien

Die Woche dreht sich um den Mittwoch...

Aus Anlass des 90. Geburtstags von Gaby Glückselig, der Gastgeberin des "Stammtischs" in New York 515 East 89th Street, New York - das ist die Adresse, die sich die frisch gebackenen Gedenkdienstleistenden von Anfang an einprägen. Hier trifft sich seit etlichen Jahren in Gaby Glückseligs gemütlicher Garconniere in der Upper East Side der „Stammtisch“. Dieser, auch unter dem Namen „Oskar Maria Graf Stammtisch“ bekannt, wurde Anfang der 1940er Jahre von Emigranten gegründet, die aufgrund religiös oder politisch bedingter Verfolgung Österreich und Deutschland verlassen mussten. Graf, dessen Werk in Europa lange Zeit unbekannt blieb, wurde mit einem Protestaufruf berühmt: „Verbrennt mich!“ (So kommentierte er in zynischem Ton die Liste der verbotenen Bücher der Nationalsozialisten). Um ihn herum versammelten sich in der "Kleinen Konditorei" und später in der „Blauen Donau“ im deutschen Viertel auf der Upper East Side deutschsprachige Schriftsteller, um über Literatur zu diskutieren. War Deutsch als Sprache bei vielen anderen der aus Europa Geflohenen zu stark mit den furchtbaren Erfahrungen verbunden, wollten die Schriftstellerinnen vor allem der Liebe zu ihrer Sprache wegen, die ja auch ihren Beruf begründete, weiterhin Deutsch praktizieren und sich mit Gleichgesinnten auszutauschen. So weigerte sich Oskar Maria Graf hartnäckig bis zu seinem Tod im Jahre 1967, ein Wort

Englisch bei diesen Zusammenkünften zu akzeptieren.

Die öffentlich zugänglichen Orte, an denen in New York Deutsch gesprochen wurde, verschwanden im Laufe der Zeit, weil viele der Emigranten in die unzähligen Vororte übersiedelten. Und so wanderte die Runde in ein privates Apartment, um zu einer fixen Einrichtung zu werden: Ohne Unterbrechung trifft man sich seit nun über 60 Jahren jeden Mittwoch, und nach wie vor wird nur in Ausnahmefällen Englisch gesprochen. Lediglich die Zusammensetzung der Gruppe hat sich langsam verändert, und sich die Anzahl der Teilnehmer durch das fortschreitende Alter leider oft verringert. In den letzten 15 Jahren ergaben sich auch essentielle Veränderungen: Junge Historikerinnen begannen sich für die Menschen des Stammtisches und ihre bewegten Lebensgeschichten zu interessieren. Sie besuchten den Stammtisch, um „die Alten auszufragen“, wie es Leo Glückselig formulierte. Durch die Forschungen wurden viele Medien neugierig, und so erreichte der Stammtisch enorme Bekanntheit in Österreich und Deutschland. Mitte der 90er Jahre wurde in unzähligen Zeitungen berichtet und in „Boulevard Bio“, einer der populärsten TV Magazine in Deutschland, wurden drei Stammtischmitglieder einem Millionenpublikum vorgestellt. Dadurch kamen auch ganz unbekannte Gesichter als Gäste zum Stammtisch, Schaulustige, und Gaby erinnert sich, dass sie sich vorkam, „wie ein Affe im Zoo“ - wobei Gäste grundsätzlich sehr erwünscht waren und sind, doch es wurde immer Wert darauf gelegt, dass sie von einem Teilnehmer in die Runde eingeführt wurden.

Seit dem Jahr 1996, als erstmals Gedenkdienstleistende am Leo Baeck Institut in New York ihren Dienst antraten, sind auch sie fixer Bestandteil des Stammtisches. Ermöglicht wurde der Kontakt durch Gaby Glückselig selbst, die nach wie vor dreimal die Woche als Voluntärin im Leo Baeck Institut die Fotosammlung betreut. Anfangs war die Öffnung der vertrauten Runde für Jüngere noch heiß diskutiert worden, doch mittlerweile ist ihr Kommen sehr willkommen und selbstverständlich - auch wegen der Ungewissheit und Sorge um die Zukunft, die viele in sich tragen. Leo Glückselig, der diesen Mai seinen 90. Geburtstag gefeiert hätte, verstarb vor einem Jahr, und John Heining, der sich letztes Jahr noch fragte, wie es mit dem „Stammtisch einmal weitergehen wird“, liegt seit wenigen Monaten wegen eines Schlaganfalls im Spital. Zu den Jungen haben sich bald tiefe Freundschaften entwickelt, schön zu sehen auch daran, dass manche auch nach all den Jahren wöchentlich telefonieren, und die vielen Österreich und Deutschland Besuche finden nicht zuletzt auch deswegen statt, um diese Freundschaften zu pflegen und sich wiederzusehen.

War in den ersten Jahrzehnten „der Stammtisch der ruhende Punkt in der Erscheinung der Flucht!“ (wie es Alex Olsen bezeichnete, der vor wenigen Jahren gestorben ist. Er war Trotzki, und deswegen in Deutschland verfolgt worden, konnte aber nach Mexiko fliehen und Trotzki persönlich als „Mädchen für alles“ behilflich sein), wurde er immer stärker auch als „Familie“ wahrgenommen. Viele finden hier eine Geborgenheit, die sie erst durch den Verlust ihres ursprünglichen Zuhauses, und in späteren Jahren durch den Tod ihrer Lebenspartner verloren hatten. Der Großteil ist noch dazu kinderlos. Die Jungen wiederum sind ohne ihre Familie und ohne großen Freundeskreis in einer für sie neuen Stadt. Der inhaltliche Schwerpunkt der Diskussionen, die am Stammtisch stattfinden, hat sich wegen der Interessenslage neuerer Teilnehmer auch von Literatur hin zu Politik und Kunst verlagert. Neben den oft emotional geführten Diskussionen, und der familiären Atmosphäre, war auch das leibliche Wohl stets von Bedeutung. Nach einer kurzen Aufwärmphase folgt auch jedesmal bald Gabys Aufforderung: „Kinder, nehmt euch was zu essen und redet nicht alle durcheinander!“, worauf hin sich alle dankbar aufs Buffet besinnen und sich dann um den großen runden Tisch niederlassen. Durch das entspannte Essen und Trinken entwickeln sich dann die Themen, die die Menschen beschäftigen - momentan steht die kommende Präsidentschaftswahl im Mittelpunkt. Seit Jahren hat der Stammtisch bei politischen Diskussionen eine gewisse politische Ausrichtung, und alle republikanisch Gesinnten, bekommen das zu spüren und „werden aus der Runde rausgeekelt“.

Gaby definiert den Stammtisch folglich als ein „Zusammentreffen von Menschen aller Generationen, die an Politik und Kunst interessiert sind“ - eigentlich ist das gerade für uns Gedenkdienstleistende ein wundersamer Ausspruch - keine Rede davon, dass wir aus den Ländern kommen, die für die Vertreibung verantwortlich waren. Denn das war zweifellos unser Gedanke und Bezugspunkt, als wir den Stammtisch das erste Mal besuchten. Diese Erinnerungen aus der NS-Zeit kommen auch manchmal zur Sprache, allerdings mehr in Form von lebenslang unbeantwortet gebliebenen Fragen, wie die nach den Gründen

von Antisemitismus und Verfolgung. Doch Gaby, sonst immer ausgeglichen und sanft, wird bei diesem Thema auch etwas aufgebracht, wohl weil die Verbindung zu Holocaust und Verfolgung von Außenstehenden und den unzähligen Berichten in den Medien immer hervorgehoben wurde: „Wir sind nicht rückwärts gerichtet, das ist keine ‚Holocaust-Geschichte‘. Es war nie ein Treffen von Überlebenden, auch Religion hat keine Rolle gespielt“.

Ende April wurde sie anlässlich ihres 90. Geburtstag eine Woche lang gebührend gefeiert, zunächst im Leo Baeck Institut, dann beim mittwöchlichen Stammtisch, und schlussendlich bei einer Geburtstagsfeier unter ihren besten Freunden, wo sie seit Jahren wieder einmal das Tanzbein schwang. Sie fühlte sich sichtlich wunderbar, und verglich sich selbstironisch mit der "Königin von England", die auch stets eine ganze Woche lang gefeiert wird. Doch auf die Frage, wie man sich denn mit 90 fühle, antwortete sie schlicht mit einer angewiderten Grimasse: „Boeehh!“. Wir bewundern ihre Lebenskraft und -Freude, und wünschen ihr und „ihrem“ Stammtisch von Herzen alles Gute!

Philipp Haydn, Ronny Eppel

Gedenkdienstleistende am Leo Baeck Institute New York, 2003/04

Zum Weiterlesen:

Ein Artikel von Gabriele Glückselig über ihr Leben und ihren Mann, den Schriftsteller Fritz Bergammer, erschien in der in Wien herausgegebenen „Zwischenwelt“ (Ausgabe vom Oktober 2001, Nr.3).

Bulgarien und die Rettung seiner jüdischen Bevölkerung Oder Hitlers eigenwilliger Verbündeter

Die Ereignisse in Bulgarien in den Jahren von 1940 bis 1944 werden heute als ein gelungener Versuch zur Rettung der jüdischen Bevölkerung interpretiert. Weite Teile der bulgarischen Bevölkerung protestierten vehement gegen die antisemitische Stimmung und verwiesen auf den Verstoß gegen die Konstitution, der durch den Versuch zur Einschränkung der Menschenrechte für Juden gegeben war. In allen Schichten der Bevölkerung entwickelte sich Widerstand gegen diesen unmenschlichen Akt - mit Erfolg, die ca. 50.000 in Bulgarien lebenden Jüdinnen und Juden wurden gerettet.

Im Dezember 1940 beschloss das bulgarische Parlament nach deutschem Vorbild das Gesetz über den „Schutz der Nation“, welches die Bürger jüdischer Abstammung isolierte. Im März 1941 trat die politische Führung Bulgariens den Achsenmächten bei. Die bulgarische pro-deutsche Regierung stieß auf starken Protest seitens der Bevölkerung. Die orthodoxe Kirche sprach sich gegen die Verfolgung der Juden aus, hinter sie stellten sich die Verbände der Schriftsteller und Journalisten, der Artisten und Künstler, der Anwälte, Ärzte, Arbeiter, diverse Handwerksvereine sowie einige Jugendorganisationen.

Die Regierung startete den ersten geheimen Versuch zur Deportation von Juden, der jedoch im letzten Moment entdeckt wurde. Ministerpräsident Boqdan Filov schloss am 9. März 1943 ein Geheimabkommen mit Deutschland über die Deportation von 20.000 Juden nach Auschwitz ab. Dieser Vorhaben misslang auf Grund der Einmischung der bulgarischen Parlamentsabgeordneten Mihalev, Momchilov, Kurtev und Suihilizov. Sie informierten Vizepremierminister Dimitar Pesev über das Vorhaben, worauf dieser Innenminister Gabrovski zwang den Befehl zur Deportation zurückzunehmen. Leider erreichte dieser Beschluss einige Städte mit Verspätung. In der Nacht vom 9. März wurden viele jüdische Familien aus ihren Wohnungen in Plovdiv verschleppt und in der jüdische Schule der Stadt interniert. Ohne von dem neuen Beschluss erfahren zu haben, bemühte sich die lokale bürgerliche Elite eigenständig gegen die Internierung vorzugehen. Selbst der plovdiver Patriarch Kiril stellte sich gegen die Regierung und drohte damit, den Verfolgten in den Kirchenräumen Schutz zu bieten. Einige Stunden später traf der offizielle Befehl zur Freilassung der internierten Juden ein, woraufhin sie in ihre Häusern zurückkehren konnten.

Im Mai 1943 übte Deutschland erneut starken Druck auf die bulgarische Regierung aus, diesmal sollte die Deportation der gesamten jüdischen Bevölkerung durchgesetzt werden. Es wurden zwei Alternativpläne erarbeitet von denen einer vom König Boris gutgeheißen werden musste. Er lehnte den ersten zur Deportation aller Juden ab und entschied sich für den Zweiten zur Umsiedlung von 25.000 Jüdinnen und Juden am 20. Mai aus der Hauptstadt Sofia in die Provinz.

Am 27. Mai 1943 schickte die einflussreichste Persönlichkeit der bulgarischen Kirche, Patriarch Stefan eine Nachricht an alle Kirchen des Landes, um den Ausgesiedelten Jüdinnen und Juden Schutz, Verpflegung und jegliche Unterstützung anzubieten. Dabei bot er den Ratsanführenden Rabin seine eigene Gastfreundschaft an.

Im August 1943 bemühten sich deutsche Repräsentanten ein weiteres Mal um die Deportation der jüdischen Bevölkerung aus Bulgarien. Diesmal nahm der deutsche Botschafter selbst Stellung dazu und antwortete seiner Regierung, dass offensichtlich diese Versuche scheitern werden, da „keiner in der Lage sei die Bulgaren davon zu überzeugen die Juden zu hassen.“

Kurz vor seinem Tod hatte König Boris in einem Zusammentreffen mit Adolf Hitler, erneut die Entsendung von bulgarischen Truppen an die Ostfront und die Deportation von Juden abgelehnt. Im August 1943 wurde die aktive Verfolgung der Juden abgeschlossen, im Sommer 1944 wurde das Gesetz zum „Schutz der Nation“ außer Kraft gesetzt.

Leon Levi, emeritierter Philosophieprofessor an der Universität Sofia, erinnert sich an diese Zeit.

Geboren 1927 in Sofia, stammt er aus einer Handwerkerfamilie, sein Vater nähte Steppdecken, seine Mutter war Hausfrau. Als das Gesetz zum „Schutz der Nation“ beschlossen wurde, war Leon Levi 14 Jahre alt. Heute erzählt er was damals geschah:

„Wir, wie auch alle anderen jüdischen Familien, haben einen Brief von den Behörden bekommen in dem stand, dass wir aus der Hauptstadt ausgesiedelt werden und dass wir nur 30 Kilogramm Gepäck mitnehmen dürfen. Weiteres stand auch der genaue Termin, der sehr kurzfristig war, an dem wir am Hauptbahnhof zu erscheinen hatten. Wir mussten unser gesamtes Eigentum für wenig Geld verkaufen, da der Zeitdruck unter dem wir standen, allgemein bekannt war und uns die Verhandlungsmöglichkeiten nahm. Mein Vater hat seine Werkstatt aufgelöst und meine Mutter musste mit Tränen in den Augen das Familienerbe weggeben.

Die Wohlhabenden haben nach einer Möglichkeit gesucht in Sofia zu bleiben oder in die USA auszuwandern.

Am 3. Juli 1942 wurden wir mit vielen anderen Juden nach Schumen gebracht. Unsere Fahrscheine wurden vom Staat bezahlt, doch andere Entschädigungen bekamen wir nicht. In Schumen wurden wir zwar gut empfangen doch in einem, für uns eingerichteten Ghetto, einquartiert. Alle mussten einen Davidstern tragen und durften nur innerhalb des Ghettos verkehren, obwohl bei uns als Kindern wurde das nicht so genau kontrolliert. Als Kinder durften wir auch zur Schule gehen und gemeinsam mit den bulgarischen Kindern lernen. Ein bulgarischer Kaufmann hatte über seinen Sohn und mich eine Geschäftsbeziehung zu meinem Vater aufgebaut und Steppdecken bestellt. Die Übergabe habe ich gemacht, einmal wurde ich dabei erwischt und verhaftet, glücklicherweise haben sich einige bulgarische Familien für mich eingesetzt und ich wurde mit einer Verwarnung freigelassen.

Damals habe ich drei Freundschaften geschlossen die noch bis heute erhalten geblieben sind: Lino Rinter, Alfred Krispin und Josef Greenberg.

Rinter ist auch Universitätsprofessor geworden und unterrichtet Kybernetik, Krispin ist als Journalist, Korrespondent von BTA (Bulgarian Telegraph Agency) zur Zeit in London und Greenberg wurde nach seinem Jusstudium bulgarischer Repräsentant bei der UNO.

In Schumen verbrachte ich mit meiner Familie zweieinhalb Jahre, nach dem 9. September 1944 führen wir zurück nach Sofia wo ich ein Studium in Philosophie absolvierte“.

Stefan Stoev

gebürtiger Bulgare wird 2004/05 Gedenkdienst am USHMM in Washington leisten.

weiterführende Literatur:

Gabriele Nissim: Der Mann der Hitler stoppte, Di-mitar Pesev und die Rettung der bulgarischen Juden. Berlin 2000

HJ. Hoppe: Bulgarien, in: W. Benz (Hrsg.), Dimensionen des Völkermords. Die Zahl der jüdischen Opfer des Nationalsozialismus. München 1993, S. 275-310

„... noch drei vier Kränze niederlegen“ Studienfahrten nach Auschwitz 2004

Vom 2. - 6. April fand die alljährliche Studienfahrt nach Auschwitz statt - unter den 19 Teilnehmerinnen war auch Gedenkdienstmitarbeiterin Juliane Urban. Kurze Zeit später ist Florian Druckenthauer - er wird ab 15. Juli Gedenkdienst im Anne Frank Zentrum Berlin leisten - mit einer belgischen Gruppe ebenfalls nach Auschwitz gefahren. Über den Ort, die gewonnenen Eindrücke und die Unterschiedlichkeit der beiden Gruppen haben Juliane und Florian das folgende Gespräch geführt.

Juliane: Es bedarf ein wenig Überwindung über Auschwitz zu reden. Ich bin keine Historikerin, und alles was ich sage Bescheid, wer ich bin und woher ich komme. Das hat sich dann aber geklärt und ich habe mich der belgischen Gruppe anschließen können; ca. 80 Personen, Schüler, Lehrer, Zeitzeugen die dort auch auf Studienreise waren. Am ersten Abend bin ich mit zwei Freiwilligen und ein paar Flamen in ein Lokal gegangen. Ich hatte gar nicht mehr das Gefühl in Auschwitz zu sein, wir redeten über das Schulsystem in Flandern und anderes.

Juliane: Bei uns wurde abends auch nicht mehr über Auschwitz geredet. Jeder hatte einen ähnlichen Eindruck und es war anscheinend gar nicht so nötig oder möglich sich darüber noch groß auszu scheint mir auf den ersten Blick überflüssig oder unangebracht. Ich hatte aber auch nicht den Eindruck in Auschwitz, mit der „Moralkeule“ empfangen zu werden. Wir hatten eine „bequeme“ Bahn-Direktverbindung Wien-Auschwitz, was ja auch ein eigenartiges Gefühl vermittelt. Das Wetter war schön und die Sonne schien. Ich dachte, wir fahren nach Auschwitz und da muss es dann regnen. Der Eingang in die Gedenkstätte präsentierte sich mit einem bunten Kiosk, Werbeplakate, Linienbusse und ein bisschen Müll auf der Straße. Ich habe mich gefragt: was ist noch übrig von damals?

Ich hatte den „Horrorfilm Auschwitz“ erwartet und hörte dann Vögel singen. Das war eine unerwartete Ankunft. Irgendwie war ich beruhigt, dass Oswiecim auch eine ganz normale polnische Kleinstadt ist.

Florian: Als ich allein in Auschwitz ankam war es schon dunkel. Niemand wusste tauschen. Wenn man tagsüber so intensiv mit der Thematik konfrontiert wird, dann ist abends das Bedürfnis nach Ablenkung offensichtlich sehr groß.

Durchorganisiertes Gedenken

Florian: Am nächsten Tag machten wir die Führung durch Auschwitz Birkenau. Es war eisig kalt, es hat geregnet und die Zeitzeugen meinten gleich, dass es genau das richtige Wetter sei, um Auschwitz anzusehen. Ich denke man bekommt mehr mit, wenn man bei einem Wetter dort ist, wo man nicht friert und ständig daran denken muss, wie kalt es ist.

Wir sind sechs sieben Stunden draußen gewesen. Eine ältere Dame berichtete uns sehr kalt und trocken von den Ereignissen in Birkenau - sie sprach sehr abgestumpft. Dann haben die Zeitzeugen noch einige Episoden aus dem Lagerleben erzählt. Die unterschiedlichen Persönlichkeiten der sieben Zeitzeugen sind dabei sehr stark zum Ausdruck gekommen. Jeder wollte, mit Recht natürlich, seine ganze Geschichte erzählen. Mir kam vor, es ging jedem darum mehr Zuhörer zu haben als die anderen. Es wurde viel von den Belgiern fotografiert, die Gaskammern, die Latrinen. Bei einer Kranzniederlegung von den Belgiern wurde extra darauf geachtet, dass alle ein Foto machen konnten. Am Nachmittag haben wir in Birkenau und im Stammlager noch drei vier Kränze niedergelegt. Dann bekam jeder eine Rose, um sie an einem selbst gewählten Ort hinzulegen. Dazu wurden Schweigeminuten eingelegt, die dauerten wegen des dichten Programms aber nur 10 Sekunden. Es gab eine genaue Abfolge wie viele Kränze wo und wann niedergelegt wurden. Mir kam es vor, ich wäre in irgendeiner Touristengruppe, die irgendetwas besichtigt.

Juliane: Schweigeminuten hielten wir nicht, aber fotografiert wurde bei uns auch. Es wurden aber nie Portraits oder Nahaufnahmen gemacht, sondern nur Versuche die triste Stimmung einzufangen. Wir hatten auch eine sehr gute Führung gehabt, wo uns alles sehr einfühlsam erklärte wurde. Der Guide machte selbst immer wieder den Eindruck sehr gerührt zu sein. Den Erwartungen entsprechend, ziemlich deprimiert, gingen wir zu unserer Unterkunft in der Jugendbegegnungsstätte. Auf dem Weg dorthin kamen wir an einem Supermarkt vorbei - makaber, aber dafür echt. Hier leben normale Menschen. Noch paradoxer war für uns der Österreich Pavillon: „Österreich, erstes Opfer der Nationalsozialisten.“ Das schlägt den Besucher ja gleich am Eingang der Ausstellung ins Gesicht. Da konnten wir uns endlich mal produktiv kritisch äußern, der gesamte Pavillon gab ein ziemlich unzureichendes Bild von Österreich im Nationalsozialismus.

Florian: Ich war froh, dass die Belgier den Österreich Pavillon nicht gesehen haben, das hat sie gar nicht interessiert. Nach den Bekenntnissen der Politiker in den 90ern hätte ich mir das nicht erwartet.

Am nächsten Tag veranstalteten wir eine Diskussion über die Weimarer Republik. Wir stellten uns die Frage, wie die Shoah überhaupt passieren konnte, wie in einem so modernen, kulturellen Staat wie Deutschland eine Partei so viel Macht erhalten konnte. Die Belgier meinten, so was könnte in jedem Land sie könnten behaupten, die Deutschen und die Österreicher sind „böse“. Die Schlussfolgerung lautete aber, gerade weil Deutschland so modern war, konnte es in diesem Ausmaß passieren. Wir sind dann während der Diskussion schnell auf den Vlaamsblok gekommen, der ja in Flandern derzeit die größte Fraktion darstellt. Es wurden viele Vorträge gehalten, viel Information. Das hat sich eben weniger auf einer emotionalen Ebene abgespielt. Da hab ich mir gedacht, die haben einen anderen Zugang in Belgien. Die waren einfach viel lockerer und haben gesagt was sie sich dachten, ohne darüber nachzudenken, ob das vielleicht in dem Moment unangepasst wäre. Ständig hat irgendwer gesprochen.

Juliane: Du warst der einzige Österreicher in der Gruppe. Hattest Du den Eindruck, dass Dich die Belgier für das was da geschehen ist mehr verantwortlich machen, als sie sich selbst? Klar, heute ist kein junger

Mensch dafür verantwortlich, aber es gibt immer dieses unbeschreibbare Gefühl der Schuld, diese Unsicherheit, wenn man einem gegenüber sitzt, der in Auschwitz war. Was haben die Belgier gesagt?

Florian: Ich wurde einmal auf unsere Regierung angesprochen, das fällt anscheinend in deren Medien sehr auf. Ansonsten gab es keine Vorkommnisse. Vielleicht habe ich mir manchmal selbst eingeredet, dass mich mehr Schuld trifft als sie.

Juliane: Ich kann jetzt viel leichter über Auschwitz reden, der Ort für mich sozusagen entmystifiziert, wenngleich mich die bittere Bestätigung dessen, was man ja ohnehin nie bezweifelt hat, sehr getroffen hat.

Florian: So eine Bestätigung habe ich nicht gebraucht. Ich habe bevor ich dort war viele Bücher von Zeitzeugen gelesen. Da wurde beschrieben wie es dort aussieht, wie es dort abgelaufen ist. Es war für mich sehr belastend, das zu lesen. Da ich mich schon vorher mit dem Ort beschäftigt hatte, sah ich nichts unerwartetes, sondern genau das, wovon ich schon ein Bild in meinem Kopf hatte, das dann Realität geworden ist. Man fährt meiner Meinung nach Auschwitz um der Opfer zu gedenken ...

Florian Druckenthauer

Gedenkdienstleistender am Anne Frank Zentrum in Berlin ab Juli 2004

Juliane Urban

Gedenkdienstbüro Wien

„Hallo, ich bin der Christian, ich habe auch mal Gedenkdienst gemacht...“

Gedanken zum Ausscheiden von Christian Klösch aus dem Vorstand des Vereins GEDENKDIENTST
Diese Begrüßung leitete für viele in den vergangenen Jahren den ersten Kontakt mit GEDENKDIENTST ein. Ob nun bei Mittwochstreffen, Tagung, Seminar oder bei dem ein oder anderen Bier - Christian Klösch stellte sich mit diesem Satz vor. Ein klassischer Fall von Understatement. Deutet er doch nur an, wie eng die Vereinsgeschichte mit seiner Person verbunden ist und wie intensiv er GEDENKDIENTST in all seinen Entwicklungsphasen begleitet und prägend mitgestaltet hat. Im März 2004 zog sich Christian aus dem Vorstand zurück und nun ist es an mir, ein (vorläufiges) Resümee seines langjährigen Engagements zu ziehen.

Seinen Gedenkdienst leistete Christian 1996/97 am Leo Baeck-Institute in New York. In Zusammenarbeit mit Martin Horvath legte er dort den Grundstein für das Austrian Heritage Collection-Projekt. Das Interviewprojekt mit österreichischen Vertriebenen macht bis zum heutigen Tag die Arbeit der Gedenkdiener in New York aus. Nach der Rückkehr aus den Staaten setzte Christian sein Engagement im Verein als Vorstandsmitglied fort. Neben Sascha Kellner, Johannes Ungar, Dominik Walch und Sina Zwertler gehörte er zu den zentralen Personen, die sich mit der Herausforderung konfrontiert sahen, den Verein nach dem personellen Umbruch im Frühjahr 1997 strukturell und inhaltlich neu aufzubauen und finanziell zu sanieren. In seiner Position als Kassierstellvertreter und später dann als Kassier oblag es u.a. auch ihm, die Existenz von GEDENKDIENTST Christian aber insbesondere inhaltlich maßgebliche Akzente.

Auch flossen die Ergebnisse seiner vielfältigen beruflichen Projekte u.a. für zu sichern. Dazu zählte gerade in der Anfangszeit viel administrative Arbeit und mühsames Sichten von Belegen und Unterlagen. Schon damals setzte die Exilbibliothek des Literaturhauses oder die Historikerkommission bis zum Ende seiner Vorstandstätigkeit in die Arbeit des Vereins ein. Exilkabarett oder die Person Irene Harrand haben sich so manchem erst durch Christians Auseinandersetzung näher erschlossen.

Nach dem Abschied von Sascha Kellner im Frühjahr 2001 wurde Christian zum Obmann des Vereins gewählt. Er läutete zusammen mit dem neu konstituierten Vorstand eine weitere Entwicklungsphase des Vereins ein. Dass diesem nach einem jahrelangen Provisorium endlich ein eigenes Büro zur Verfügung steht, ist nur eine der vielen Errungenschaften, die u.a. seinem Engagement zu verdanken sind. Der Verein hat sich unter seiner Federführung Strukturen geschaffen, die ermöglichen, das Potential von GEDENKDIENTST besonders im Bereich der Holocausteducation professionell umsetzen zu können. Diese Ambition wird unter dem neuen Obmann Gregor Ribarov, der Christian im Frühjahr dieses Jahres ablöste, sicherlich weiter verfolgt werden.

Es sind komischerweise vorherrschend Abschiede, die zum Anlass genommen werden, Würdigungen auszusprechen. Danke, ein Wort, das bis dahin eher selten zu fallen scheint. Aber das liegt wohl in der Natur von ehrenamtlichen Tätigkeiten. Für GEDENKDIENTST einzustehen, um daraus persönliche Anerkennung zu ziehen, ist für Christian nie die Intention und treibende Kraft gewesen. So erschien es mir manchmal, als ob er die Aufmerksamkeit, die ihm als Obmann entgegengebracht wurde, in einigen Situationen als eher unangenehm empfand. Die Verantwortung, den Verein nach außen und den Vorstand nach innen zu repräsentieren, übernahm er mit der ihm eigenen Souveränität, wobei er insbesondere in internen Konfliktsituationen eine ausgleichende Position besetzte. Ich habe Christian als eine Person kennen und schätzen gelernt, die trockenen Humor mit einer generellen Gesprächsbereitschaft und gut dosierter Offenheit kombiniert. Eine Mischung, die ihn für so manchem nicht nur in langen Tagungsnächten zu einem beliebten Gesprächspartner machte.

Mit Respekt verfolgte ich seinen unermüdbaren Einsatz für die „Sache“. Das hohe Maß an aufgewendeter Zeit und Energie gewinnt gerade angesichts seiner Vater- und Dissertantenrolle an besonderer Bedeutung.

Allumfassender Dank entzieht sich meiner Meinung nach quantitativen und qualitativen Kategorien. Daher stellt sich mir nicht die Frage, ob man Christian für sein Engagement angemessen danken kann. Ansonsten müsste ich auf Allgemeinplätze zurückgreifen, die in ihrer Abgegriffenheit nicht die hohe Wertschätzung und Anerkennung zum Ausdruck bringen, die sich Christian durch seine Persönlichkeit und Arbeit erworben hat, und die ihm vom Verein entgegengebracht wird. Mir bleibt allein die Möglichkeit simpel anmutend „danke schön“ zu sagen und darauf zu vertrauen, dir, Christian verständlich gemacht zu haben, dass deine Tätigkeiten nicht nur zur Kenntnis genommen, sondern auch gewürdigt werden.

Ich wünsche dir viel Erfolg für anstehende Aufgaben und hoffe, wie viele, dass der Satz „Hallo, ich bin der Christian, ich habe auch mal Gedenkdienst gemacht“ auch weiterhin noch häufig zu hören sein wird.

Stefanie Lucas

Studentin in Berlin Gedenkdienstleistende 2001/2002 in Wien

„Geh, frag Lilly“

„Ein einmaliges Bild, so traurig und so schön zugleich. (...) Überlebende, die in Israel eine neue Heimat gefunden haben, legen auf jenem Balkon, auf dem Hitler 1938 den »Anschluss« verkündete, Steine für ihre ermordeten Familienangehörigen nieder.“

Am 5. Mai 2003 passiert, „was Josef, der Idealist, sich erträumt und Andreas, der Realist, für eher unmöglich gehalten hat“.

Junge Menschen zwischen 12 und 18 Jahren, die im Rahmen der Aktion *A Letter To The Stars* die Lebensgeschichten österreichischer Opfer des Nationalsozialismus recherchierten, lassen am Wiener Heldenplatz zum Abschluss dieses „größten schulischen Forschungsprojekt(s) zum Thema Zeitgeschichte“ an weißen Luftballons befestigte Briefe an die Ermordeten in den Himmel steigen.

Am 9. Mai 2004 fand dieses von den Journalisten Josef Neumayr und Andreas Kuba als „Living Memorial“ konzipierte „würdige Fest des Gedenkens“ im ehemaligen Konzentrationslager Mauthausen seine Fortsetzung.

Neben der Publikation der Ergebnisse der letztjährigen Gedenkkundgebung in Buchform ein Anlass, das Konzept dieser Veranstaltung unter der Schirmherrschaft von Alfred Worm, dem „wohl profiliertesten Journalist(en) des Landes“, nochmals kritisch zu betrachten.

„Am Anfang war die Liste (...) mit Daten der etwa 65.000 österreichischen jüdischen Holocaust-Opfer.“

Am Anfang stehen viele unbeantwortete Fragen.

Erstens: Was motiviert junge Menschen zu einer Beschäftigung mit dem Nationalsozialismus?

Zweitens: Wie kann eine angemessene Auseinandersetzung mit Opfern und Tätern des NS-Regimes aussehen?

Drittens: Welchen Sinn hat eine solche Auseinandersetzung heute, mehr als fünfzig Jahre nach dem Holocaust?

Die Liste unbequemer Fragen, die sich ein Projekt anlässlich des *Nationalen Gedenktages für die NS-Opfer* am 5. Mai eines jeden Jahres gefallen lassen muss, ist lang, weshalb wir uns an dieser Stelle auf die genannten Beispielfragen beschränken wollen.

Schon bei diesen scheint ihre Komplexität der einfachen Beantwortung

- so wichtig eine solche erscheinen mag

- im Weg zu stehen.

Außer man fragt jemanden mit Kompetenz und Feingefühl, der „ganz genau (weiß), was wir wollen“, der „das Projekt und den 5. Mai (versteht)“.

Auch die Organisatoren von *Letter To The Stars* wissen um diese Schwierigkeit, wussten sich zu helfen und haben genau das getan, sie haben erfolgreich nachgefragt bei einer, die es wissen muss, die Lilly heißt, sich am Projekt beteiligt und uns dadurch der Beantwortung unserer zweiten Frage ein gutes Stück näher gebracht hat.

In der Sprache von Kuba und Neumayr klingt diese Antwort so: „Und mit einem Mal ist der Holocaust in Lillys Kinderzimmer, hat einen Namen, ein Gesicht. Hat Träume, Ängste, setzt sich im Bauch fest. Kriecht mit in das Bett des 12-jährigen Mädchens aus Wien, ist

spürbar, als sie am Morgen aufsteht, ist gegenwärtig, als sie zur Schule geht und wenn sie am Nachmittag Robbie Williams hört, mischen sich immer öfter die längst verklungenen Partituren darunter, die vor nicht einmal einem Menschenleben, vor 65 Jahren, auf dem Klavier, das damals hier, in ihrem Zimmer stand, gespielt wurden.“

Die kalkulierte Mischung aus Naivität, Kitsch, Pathos und Betroffenheit bedarf an dieser Stelle keiner weiteren Erläuterung.

Eine fundierte Antwort, das heißt ein andauerndes kritisches Hinterfragen der eigenen Positionen, ein offen thematisierter und thematisierbarer Prozess des Sprechenslernens über nationalsozialistische Gewaltverbrechen, wird verweigert, schließlich soll niemand (man denke an die zahlreichen Sponsoren und Unterstützer des Projekts aus Wirtschaft und Politik) verärgert werden.

Das Ärgernis liegt dabei weniger in der offenkundigen Inkompetenz von Kuba und Neumayr als vielmehr in dem Umstand, dass sie diese durch das Nichtwissen und die Naivität ihrer Klientel zu kompensieren suchen. Die Beantwortung notwendig zu stellender und nicht immer leicht formulierbarer Fragen bleibt den Beteiligten überlassen, häufig reduziert auf das Verfassen eines „Brief(es) aus der Gegenwart an die Vergangenheit für die Zukunft“.

Die Schülerinnen sind in ihrer Auseinandersetzung, die sich ja gerade nicht in einem Archivbesuch erschöpfen soll, mehr oder weniger auf sich gestellt (pädagogische Begleitangebote und entsprechende Schulungen für beteiligte Lehrerinnen sieht das Projekt nicht vor).

Hauptsache, man erhält schlussendlich irgendwie präsentierbare und möglichst medienwirksame Resultate und das Thema kann im Lehrplan abgehakt werden.

Das Ziel (dritte Antwort!), „dass wir mehr als nackte biographische Daten über die NS-Opfer in Erfahrung bringen wollen (...), dass wir so all den Ermordeten wenigstens einen kleinen Teil ihrer Würde zurückgeben können“ bleibt im Bereich einer bloßen Behauptung angesiedelt, die sich auch durch einen Gutteil der in Internet und Buchform wiedergegebenen Briefe nicht weiter untermauern lässt. Und für die noch ausstehende erste Antwort und bei etwaigen kritischen Einwänden? Fragen Sie doch Lilly.

Flo Huber

lebt und scheitert an der Technik in Wien

Alle Zitate folgen der im Text erwähnten Publikation: *A Letter To The Stars. Briefe in den Himmel*, Verlag Verein Lernen aus der Zeitgeschichte, Wien 2003.

